

Prolog

„Was wollt Ihr“, fragt Jesus zwei Jünger von Johannes dem Täufer. „Sie sagten zu ihm: ‚Meister, wo wohnst du?‘ Er antwortete: ‚Kommt und seht.‘ Da gingen sie mit.“ (Joh. 1,38–39)

So gelangen die Jünger von Johannes dem Täufer zu Christus. So auch der Jakobspilger. Denn nach vielen hundert Kilometern, nach denen man das Ziel erreicht hat, *Santiago de Compostela*, fragen sich viele: was nun? Manche sind es zufrieden mit dem, was sie gefunden haben: neue Erfahrungen, weite Horizonte, Freunde, spirituelle Erlebnisse. Viele aber spüren auch: Ich bin noch nicht am Ziel. Denn Jakobus, der Jünger Jesu, ist wie Johannes, ein Hinweisender. Beide weisen auf Christus.

Von Lourdes nach Jaca

Warum nicht den Pilgerweg an einem Ort beginnen, der Maria geweiht ist? Zum Beispiel in Lourdes.

Ich war aus Hamburg dorthin getrampt, vier nervige Tage, in denen ich nur mühsam vorankam, länger stand als gewohnt und schließlich 30 km vor dem Ziel noch einmal stecken zu bleiben schien, bis mich ein junger Moslem mitnahm in den Marienwallfahrtsort.

Dann brach der Regen los, der schon einige Stunden mit dunklen Wolken gedroht hatte und ich hatte kein Geld für die Unterkunft oder wollte das Wenige so früh nicht ausgeben.

Die erste Nacht schlief ich im Freien, irgendwo in dem parkähnlichen Gelände, das sich rings um die Grotte erstreckt. Bei den Zelten für Informationsstände, Anbetung und Gebetsversammlungen, konnte ich notfalls Schutz suchen.

Am nächsten Tag erfuhr ich, dass es auch eine Unterkunft für Arme gäbe – die Benevole, die Bedürftigen – die einige Kilometer außerhalb des betriebsamen Ortes liegt.

Es war mir erst nicht ganz geheuer, das freundliche aber manchmal auch mitleidvolle Lächeln der Helfer und Helferinnen. War ich wirklich arm oder war ich ein Schmarotzer?

Das Essen war jedenfalls gut und nach zwei Tagen als Bedürftiger dachte ich: ‚Der Jakobsweg liegt doch ganz in der Nähe. Nur eben auf der anderen Seite der Pyrenäen. Wer weiß, wann du je wieder hierherkommst?‘ Denn Trampen wollte ich so schnell nicht wieder. ‚Auf, geh einmal nach Santiago!‘ Ich erkundigte mich im Pilgerbüro und bekam eine Fotokopie einer Wegbeschreibung, die mir gut gefiel. Sie wies einen direkten Weg von Lourdes nach Jaca. Quer über die Pyrenäen.

Am nächsten Morgen zog ich los. Die Sonne schien freundlich, der Weg folgte einem Flusslauf, bog dann nach Süden ab und führt sanft aber stetig bergan.

Ich war innerlich unruhig, weil von Osten Wolken aufzogen und das sonnige Wetter den Eindruck machte, als hielte es nicht mehr lange. Den Weg über die Pyrenäen konnte ich nur bei gutem Wetter riskieren.

Also lief ich lange, bis ich abends an eine schlichte Herberge kam, wo ich mir ein Zimmer leistete, um für den nächsten Tag ausgeruht zu sein. Wie ein rechter Wanderer machte ich mich früh am anderen Tag auf den Weg in die Höhe. Wieder zogen Wolken auf und je höher ich stieg, umso näher kamen meine grauen, mit Feuchtigkeit beladenen Begleitern, die zu Nebelfelder wurden und die Orientierung schwer machten. Noch aber war der Weg gut markiert.

Einmal sah ich, als ich abwärts durch das mittlerweile baumlose Grün der Moos- und Gerölllandschaft blickte, ein seltsames, insektenförmiges Wesen, das mit großer Schnelligkeit und vier dünnen Extremitäten einen steinigen Weg unterhalb von mir durcheilte. Als ich genauer hinsah, erkannte ich eine Art Mensch, der mit langen Stöcken bewaffnet und eng anliegender Kleidung durchs Gebirge hastete. Schon wollte ich ihm zurufen: ‚Warte doch, wo läufst du denn hin?‘ Aber da war er schon im Nebel verschwunden.

Je höher ich kam, umso spärlicher wurden die Markierungen. Nur daran, dass das Gras zwischen den Steinfeldern niedergetreten war, konnte man noch erkennen, dass man einem Weg folgte. Es war nicht eigentlich vernünftig ohne gute Karte, Kompass und angemessener Ausrüstung weiterzugehen; aber Maria war da und das stärkte mich. Ich spürte ihre Gegenwart ganz deutlich, sie ermutigte mich sogar weiter zu gehen, obwohl ich mit jedem Meter Höhengewinn, immer mehr in den hinziehenden Wolken spazieren musste.

Dann traf ich noch einmal zwei Wanderer, die von oben kamen, von dort, wo ich hin wollte. Ob ich auf dem richtigen Weg sei? Ja, das wäre ich. Immer nur den Markierungen folgen, dann würde ich über den Pass kommen und nicht viel weiter zu einer Hütte. Das Paar wunderte sich, man merkte es ihnen an, und der Mann

überlegte wohl, ob er mich warnen sollte alleine zu wandern, aber ehe er sich entschieden hatte, war ich schon weiter gezogen.

Lange ging es bergauf in Serpentin. Den Weg konnte man erkennen, viel mehr meinten nicht. Schemenhaft war die Welt und unwirklich, feucht und innerlich leuchtend und ich keuchte mit meinem Rucksack Kehre um Kehre aufwärts. Irgendwann war ich oben, ziemlich oben, es sah jedenfalls wie oben aus. Nur, Markierungen, die fand ich nicht mehr.

Das wäre nun schlecht gewesen, denn der Pass war eine Art weite Ebene, bei der man in alle möglichen Richtungen laufen konnte; aber just als ich überhaupt nicht mehr weiter wusste, keine Ahnung hatte, wo ein Weg wäre und mir der Gedanke kam, dass das hier alles keine gute Idee sei, da lichtet sich der Schleier, die Wolken verzogen sich und gaben den Blick frei auf die spanische Seite der Pyrenäen:

Eine weite, nicht allzu steile Wiese, die man problemlos auch ohne Markierungen hinuntergehen konnte, umso mehr als man friedlich, nicht allzuweit auch schon die Hütte sah. Und es blieb wolkenfrei in spanischen Landen. Das Unwetter hatte ich abgehängt und war im letzten Moment in ein sonnigeres Land entkommen und seltsam, Maria blieb dabei zurück.

Wie wenn sie mich wohlbehalten bis an die Grenze gebracht hätte, verabschiedete sie sich, sagte: ‚Jetzt fängt etwas Neues an,‘ und war von da an weniger gegenwärtig, ganz unaufdringlich, fast schüchtern. Doch kaum spürte ich ihre Nähe nicht mehr direkt und ihren Zuspruch konkret, begann ich, wie es meine Art ist, Unsinn zu machen.

Ursprünglich hatte ich vor in jener Hütte zu nächtigen, die auch auf meinem Plan als Wanderheim verzeichnet stand. Der Weg war weit gewesen und es würde bald dunkel werden. Dann aber gefiel mir der große Schlafsaal nicht, teuer war es meines Erachtens auch und so verließ ich den sicheren Ort, um das nächste spanische Dorf im ersten spanischen Tal vor Einbruch der Dunkelheit zu erreichen.

Der Weg war länger als erhofft und während die ersten Sterne aufzogen, stolperte ich noch immer oberhalb der Baumgrenze den steinigen Pfad entlang. Es wurde dunkel, doch selbst das kümmerte mich nicht, solange ich unter freiem Himmel ging. Ein bisschen was sieht man ja immer.

Dann kam der erste Wald und dieser verschluckte jedwedes Licht. Ohne Handy und ohne Taschenlampe tastete ich mich langsam im völligen Dunkel voran. Unter mir hörte ich einen Wildbach rauschen und plötzlich trat ich ins Leere. Offensichtlich fiel

der Weg hier steil ab, ob ein wenig oder ins Bodenlose war mangels Licht nicht festzustellen.

Es war ein einfaches Seil gespannt, an dem ich mich langsam entlang bewegt hatte, aber offensichtlich konnte man sich nicht darauf verlassen, dass neben dem Seil auch fester Boden war. Gerade noch fing ich den Fall ab mit einer Hand an der rettenden Leine, bezähmte meinen unvernünftigen Vorwärtsdrang und schlug das Nachtlager auf, mitten auf dem Weg, hoffend, dass es in Spanien keine Wölfe oder Bären gäbe oder wenn es sie gäbe, dass sie nicht gerade hier entlang kämen, bis es wieder hell würde.